Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 76 (2005)
Heft: 3

Artikel: Iwan Rickenbacher über die weitoffenen Romands und den Egozentrismus der Deutschschweiz : "Die Deutschweiz war lange Zeit reformfreudiger"
Autor: Hansen, Robert / Rizzi, Elisabeth / Rickenbacher, Iwan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-805170

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Iwan Rickenbacher über die weltoffenen Romands und den Egozentrismus der Deutschschweiz

«Die Deutschschweiz war lange Zeit reformfreudiger»

Robert Hansen, Elisabeth Rizzi

Die soziale Haltung der Welschen sei ein junges und vermutlich zeitlich begrenztes Phänomen, sagt Polit-Experte Iwan Rickenbacher. Auf die Schweiz kämen trotzdem grosse Herausforderungen für den Zusammenhalt der verschiedenen Landesteile zu.

Sind die Welschen eigentlich so viel offener als die Deutschschweizer, oder ist das nur ein Klischee?
Iwan Rickenbacher: Die Romands haben eine andere Welt vor sich. Wir in der Deutschschweiz orientieren uns an einer nördlichen, mitteleuropäischen Welt mit ihrer stark vom deutschen Nationalsozialismus geprägten Geschichte. Diese Sichtweise bringt Belastungselemente mit sich: All die Gedenkfeiern rufen die Vergangenheit immer wieder schmerzlich in Erinnerung. Die Westschweiz hat Frankreich als Nachbar; ein Land, das geschichtlich bedeutend unbelasteter ist und kulturell ungebrochen.

Wie wirken sich diese unterschiedlichen Betrachtungsweisen auf die Zusammenarbeit innerhalb der Schweiz aus?
Rickenbacher: Ich glaube, die unterschiedlichen kulturellen Orientierungsrahmen sind massgebend für das Denken und Handeln – also die Romandie als Teil der Frankofonie und die Deutschschweiz in ihrer Abgrenzung von den deutschen Nachbarn. In der Deutschschweiz herrscht eine höhere Ich-Bezogenheit. Dagegen ist die Romandie kulturell offener.

Würde es der Schweiz besser gehen, wenn alle Abstimmungen der Vergangenheit nach dem Geschmack der Welschen abgelaufen wären?
Rickenbacher: Meinen Sie bezüglich der vordergründig sozialeren Haltung der Welschen? Die Tatsache, dass die Welschen sich bezüglich der Sozialwerke in neuerer Zeit sozialreformerischer zeigen – beispielsweise bei der Mutterschaft oder bei der Arbeitslosenversicherung – ist ein junges Phänomen. Dieses ist erst in den Neunzigerjahren entstanden. Bis weit über die Siebzigerjahre hinaus war die Deutschschweiz offener und reformfreudiger. Als Beispiel sind zu nennen: die AHV-Revisionen oder das Arbeitsrecht (Wochenstundenzahlen u.ä.).

Woher kommt dieser Wandel?
Rickenbacher: Ich vermute, wie Michael Hermann und Heiri Leuthold in ihrem Atlas der politischen Landschaften (Zürich 2003) darlegen, dass der Meinungsumschwung mit einer langjährigen starken Deutschschweizer-Dominanz in wichtigen Wirtschaftsbereichen der Romandie zusammenhängt, besonders in der Finanzwirtschaft und in den Industrien. Die starke Übervertretung der Deutschschweizer in den Führungsetagen hat in der Rezession bei den Welschen zu einem Reflex geführt. Denn die Romandie war vom Konjunktureinbruch viel stärker betroffen als die Deutschschweiz. Einer der Höhepunkte war der Entscheid der damaligen Swissair, den Flughafen Genf weniger anzufliegen. Das hat fast zu einem Aufstand geführt. Die Westschweiz ist sozusagen unter die Räder gekommen, hat unter der Rezession stärker gelitten und sich nachher in sozialpolitischen Fragen von der Deutschschweiz abgegrenzt. Ich wage aber nicht zu prognostizieren, wie lange diese Haltung Bestand hat.

«In der Deutschschweiz herrscht eine höhere Ich-Bezogenheit».

Fotos: roh

Könnte es sein, dass die Welschen bald kippen? Immerhin fiel die Abstimmung über die 11. AHV-Revision und über die Mehrwertsteuererhöhung zu Gunsten von AHV und IV im letzten Mai in allen Kantonen, auch den welschen, durch ...
Rickenbacher: Das kann ein Zeichen dafür sein, dass die Ära begrenzt ist. Wahrscheinlich wirken aber andere Unterschiede zwischen den beiden Landesteilen nachhaltiger. Zum Beispiel die Unterschiede im Staatsverständnis: In der Deutschschweiz herrscht ein korporatistisches Staatsverständnis.
Das heisst ein Verständnis, das dem Staat subsidiär möglichst wenig Verantwortung zumuten will.
Eine solche Weltanschauung verlangt viel Eigenständigkeit und Dezentralisation. Hier ist auch die Gemeindeautonomie stärker ausgestaltet.

Was heisst das konkret?
Rickenbacher: Zum Beispiel die ganze Diskussion um die Classe politique. Dieses Nachdenken über oben und unten gibt es nur in der deutschsprachigen Schweiz. In der Romandie wird die starke Regierung nicht in Frage gestellt. Ein zweiter grosser und konkreter Unterschied ist das Naturverständnis. In der Deutschschweiz herrscht eine fast romantische Vorstellung von Natur als Heimat, während der Zugang der Welschen viel rationaler und sachlicher ist. Das zeigt Auswirkungen bis in die Gesundheitspolitik hinein: In der Deutschschweiz ist die Vorliebe für Naturheilmittel und Selbstmedikation und Homöopathie viel stärker ausgeprägt als in der Romandie. In der Westschweiz geht man zum Arzt und fordert fast mechanistisch eine Lösung für das, was man spürt.

Können wir heute angesichts dieser Unterschiede überhaupt noch etwas anderes tun, als aneinander vorbei zu leben statt miteinander?
Rickenbacher: Im Moment habe ich den Eindruck, dass die Entfremdung der beiden Landesteile tendenziell eher stärker ist. Schuld daran ist die sprachliche Entfremdung. Die Debatte um Frühenglisch marginalisiert den Tatbestand, dass die Zahl jener, die sich einigermassen auf Französisch verständigen können, und jene der Welschen, die zumindest einigermassen Deutsch verstehen, eher im Sinken ist. Wenn man miteinander zur Lingua Franca Englisch greifen muss, dann zeigt dies, dass es Probleme geben könnte. Denn Sprache ist nicht nur ein Übersetzen, sondern ein Mitteilen von Empfindungen, von Weltbildern, von kulturellen Grundbeständen. Das zeigt auch die Unübersetzbarkeit von bestimmten Begriffen wie beispielsweise «Service publique». Gewisse Dinge lassen sich nur in einer bestimmten Sprache sagen. Wenn uns nun diese Sprache abhanden kommt, wirds schwierig.

Wo sehen Sie die grössten Probleme zwischen Romandie und Deutschschweiz?
Rickenbacher: Wir werden nicht darum herum kommen, in den nächsten zehn Jahren in vielen Leistungsgebieten Kompetenzzentren und Konzentrationen zu schaffen und auf die flächendeckende Verteilung von bestimmten Gütern oder Leistungen zu verzichten. Dazu zwingen uns der Staatshaushalt und der Druck nach Exzellenz und Qualität im internationalen Wettbewerb. Ich denke an den Hochschulbereich, wo nicht mehr jede Uni alles anbieten kann, ich denke an Forschungsinstitutionen von der ETH und anderen, die sich konzentrieren müssen. Ich denke aber auch an die Verteilung von staatlichen Leistungszentren, ob dies im Bereich Verkehr ist oder Naturschutz oder wo auch immer.

Hier muss man mit viel Verständnis über die regionalen und kulturellen Grenzen hinweg Optimierungen suchen ...

■ *... das heisst?*
Rickenbacher: Wenn dieser Konzentrationsprozess zu einem Seilziehen wird, bei dem jeder die dünner werdende Decke über seine Beine ziehen will, dann wird die Decke reissen. Das heisst, es wird zu erheblichen Spannungen führen. Wir brauchen stattdessen eine Kultur von Dialog und Verständigungsbereitschaft.

■ *Würden Sie jetzt schon von einer Spaltung der Landesteile sprechen?*
Rickenbacher: Nein, aber von einem Risiko angesichts der Herausforderungen. Einer der möglichen worst cases könnte schon bald eintreffen, nämlich wenn das Schweizer Volk die Bilateralen II im Bereich der Personenfreizügigkeit für die neuen Mitgliedstaaten ablehnen würde. Das hätte mit hoher Wahrscheinlichkeit zur Folge, dass die EU die Bilateralen I künden müsste. Und dies wiederum würde zu erheblichen Störungen führen im Handels- und Güterverkehr. Eine solche Krise könnte sich angesichts unserer Entscheidlangwierigkeit über Jahre hinwegziehen. Und sie könnte all das zerstören, was schon mit dem EWR-Nein passiert ist und inzwischen durch die Bilateralen wieder geglättet werden konnte – auch zwischen den Deutschschweizern und Welschen.

■ *Gibt es auch innerschweizerische Konflikte?*
Rickenbacher: Ja. Wenn die NFA sich in seinen Auswirkungen als unzureichend erweisen sollte und die Deutschschweiz Korrekturen nicht mitgetragen würde. Als ebenfalls problematisch erachte ich, wenn der Dialog in der Sozialpolitik nicht aufgenommen wird. Dann könnte es geschehen, dass der seit den Neunzigerjahren bestehende Graben sich verschärft und nach den heutigen Abstimmungskräften immer wieder zu Niederlagen der Romandie führen könnte. Das könnte das Klima in unserem Land nachhaltig vergiften.

■ *Wenn von Röstigraben die Rede ist, so verheisst das in der Regel immer etwas Negatives. Hat er aber auch Vorteile für unser Land?*
Rickenbacher: Für mich als Deutschschweizer ist er im politischen Denken eine Chance. Ich denke an nationale Projekte, bei denen die doch beträchtliche Minderheit der Welschen auch in der Deutschschweiz viele Sympathisanten gefunden hat, wie damals bei der Arbeitslosenversicherung. Damals hat eine Gruppe in La Chaux-de-Fonds das Gegensteuer ergriffen. Dieses Wissen, dass wir als Mehrheit mit der Kraft von Minderheiten rechnen müssen, führt wahrscheinlich zu ausgewogeneren Vorlagen, als wenn man einfach etwas durchsetzen und durchdrücken kann.

■ *Denken wir Deutschschweizer genügend an die Minoritäten?*
Rickenbacher: Das Kantonsreferendum gegen das Steuerpaket hat im letzten Jahr wesentlich dazu beigetragen, dass ein überladenes Fuder nicht im Parlament durchgekommen ist. Durch diese Aktion der Kantone ist der Einfluss von Regionen, Kantonen und damit auch der Romandie im nationalen politischen Entscheidprozess gestärkt worden.

■ *Welche Konsequenzen hat das unterschiedliche Staatsverständnis der Welschen für die Haltung gegenüber sozialen Problemen, zum Beispiel gegenüber der Gesundheitspolitik?*
Rickenbacher: Ich denke, die Grundzüge der schweizerischen Gesundheitspolitik sind weltweit unbestritten und zu befürworten. Ich meine damit den integralen Ansatz, der von der Prävention bis zur palliativen Begleitung von Sterbenden alle Dimensionen berücksichtigt und nicht nur auf eine reparative Medizin setzt. Die Frage stellt sich allerdings: Wo setzt man Gewicht an? Hier sind wir wieder beim Zugang zu Natur und Gesundheit. Vielleicht sind vermehrte Anstrengungen nötig, um in der Romandie die Prävention zu propagieren. Das ist ein Aspekt, bei dem mental die Deutschschweiz vielleicht ein Stück weiter ist. Aber grundsätzlich sehe ich in der gesundheitspoliti-

«Ich erwarte von sozialen NGOs ähnliche Veränderungen wie im Finanzbereich, im Banken- oder im Versicherungswesen».

schen Ausrichtung keine Differenzen, die unüberwindbar wären.

■ *Wie sieht es bei der Asylpolitik aus?*
Rickenbacher: Dieses Problem hängt wieder mit dem Staatsverständnis zusammen, also wiederum mit dem Bewusstsein, zu welcher kulturellen Einheit man sich zählt. Hört die Einheit an der Grenze bei Schaffhausen auf, oder reicht sie bis nach Paris resp. in die frankofonen Länder? Wir haben dieses Problem einigermassen abgefedert, indem wir die ganzen Integrations- und Assimiliationsfragen bis hin zur Einbürgerung ziemlich dezentral lösen mit relativ grossem Spielraum. In meinem Wohnort Schwyz ist die Hürde zur Einbürgerung sehr hoch, in La Chaux-de-Fonds dagegen ausgesprochen tief. Auch bei der Sans-Papier-Diskussion verhalten sich die Kantone sehr unterschiedlich, die Waadt lässt sich nicht mit einem Kanton Zürich vergleichen.

■ *Also eröffnet der Kantönligeist auch Chancen ...*
Rickenbacher: Der Kantönligeist hat eben wie der Röstigraben auch seine Vorteile: Man wird den lokalen Befindlichkeiten besser gerecht als in einem zentralistischen System.

■ *Auch die Arbeitslosigkeit und Armut möchten wir gerne ansprechen. Beides ist grösser in der Romandie. Wie kann man solchen Problemen begegnen?*
Rickenbacher: Ich stelle mit Respekt fest, dass die ETH Lausanne sich zum Ziel gesetzt hat, einen ähnlichen oder sogar besseren Rang zu erreichen als bisher die Zentren in der Deutschschweiz. Es erwacht ein neues Selbstbewusstsein im Bereich von Forschung und Entwicklung. Das beobachte ich auch in gewissen High-Tech-Bereichen und in der Uhrenindustrie. Es erstaunt mich nicht, dass die Alinghi in der Romandie konzipiert wurde. Ich glaube, dass hier Entwicklungen im Gang sind, die wichtige Impulse für die Unternehmen setzen. Nach der sehr ländlichen, agrarisch geprägten Vergangenheit könnte die Romandie sich mit Hilfe des Bundes in wenigen Jahren zu einem blühenden Silicon Valley entwickeln.

■ *Welche Chancen und Risiken gibt es bezüglich der Entwicklung der Sozialwerke?*
Rickenbacher: Viele nichtstaatliche Sozialwerke – vor allem die «Pro»-Institutionen – sind erst in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts zu dem geworden, was sie sind. Das Rote Kreuz zum Beispiel. Vor 100 bis 150 Jahren haben diese Organisationen eine subsidiäre oder sogar ersetzende und monopolistische Rolle im Staat gespielt. Später sind sie zu einem verlängerten Arm des Staates geworden, haben staatliche Aufgaben in Eigenregie erfüllt, wesentlich finanziert durch Bundesbeiträge. Heute ist eine Neupositionierung dieser Werke angesagt. Der Staat fängt an, sich auf seine Kernaufgaben zu beschränken. Beim Wünschenswerten hat er keine Mittel mehr zur Verfügung. Tendenziell wird den leistungsfähigsten Non-Profit-Organisationen mit der höchsten Wirksamkeit ein Leistungsauftrag erteilt und nicht mehr flächendeckend allen. Das dürfte gesamtschweizerisch zu einer Professionalisierung und Neuorientierung im Sozialbereich führen.

■ *Wie wirkt sich die NFA auf die Arbeit der sozialen NGOs aus?*
Rickenbacher: Die NFA schafft zum Teil neue Ansprechpartner, nämlich die Kantone. Das wird die bisher auf nationale Gesprächspartner fixierten Dachorganisationen vor eine neue Situation stellen: Ich erwarte ähnliche Veränderungen im Netzwerk von sozialen NGOs, wie man sie in den letzten 20 Jahren im Finanzbereich, im Banken- oder Versicherungswesen erlebt hat. Auch hier war eine unheimliche Breite von Institutionen mit einer unglaublichen Schnittfläche vorhanden. Die Unternehmen mussten sich auf ihre Kernfunktionen besinnen und sich einer Restrukturierung unterziehen.

■ *Besteht die Gefahr, dass in der Romandie die Gelder der NFA alle für soziale Zwecke verteilt, während in der Deutschschweiz die Mittel zum Sparen benützt werden?*
Rickenbacher: Ich kann mir vorstellen, dass wegen des unterschiedlichen Staatsverständnisses die Verteilung der Mittel anders ist, sowohl bei den Golderträgen von der Nationalbank als auch bei der NFA. Es könnte durchaus unterschiedliche Schwerpunktsetzungen geben. Aber das System der NFA ist zum Glück so angelegt, dass es nicht wie früher falsche Anreize setzt und denjenigen belohnt, der möglichst viele Fremdmittel hineinholt und sich dabei immer weiter verschuldet. Die NFA belohnt viel mehr die Handlungsfähigkeit eines Kantons. Diese beruht natürlich auf einer gesunden Finanzbasis. Dieser Logik entziehen sich die rational denkenden Romands auch nicht.

■ *Bisher ganz ausgeklammert in diesem Gespräch war das Tessin. Kann man diesen Kanton in den meisten Belangen zu den Romands zählen?*
Rickenbacher: Eigentlich ist das Tessin sehr gespalten. In der Frage um die europäische Öffnung ist der Kanton deutschschweizerischer als die Deutschschweiz. Hier spielen vermutlich die historischen Gründe des faschistischen Italiens eine grosse Rolle. Das Natur- und Staatsverständnis ist allerdings näher bei demjenigen der Romandie. Deshalb stimmen die Tessiner bei den Fragen der Sozialpolitik ebenfalls seit den Neunzigerjahren eher wie die Romandie. Aber grundsätzlich kann das Tessin nicht mit der Romandie gleichgesetzt werden. ■

Der ehemalige CVP-Generalsekretär Prof. Dr. Iwan Rickenbacher arbeitet heute als Politberater und ist regelmässiger Politkommentator bei Zeitungen, Radio und Fernsehen.